



© 2025 Helmut Santner

Lektorat: Mag.<sup>a</sup> Eva Adelbrecht

Korrektorat: Mag.<sup>a</sup> Elisabeth Mitterschiffthaler

Umschlaggestaltung und Buchsatz: Corinna Öhler (Buchschmiede)

Druck und Vertrieb im Auftrag des Autors:

Buchschmiede von Dataform Media GmbH

Julius-Raab-Straße 8, 2203 Großébersdorf, Österreich

[www.buchschmiede.at](http://www.buchschmiede.at) – Folge deinem Buchgefühl!

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:

[info@buchschmiede.at](mailto:info@buchschmiede.at)

ISBN: 978-3-99181-258-6

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig.

Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung,

Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Helmut Santner

# Das Dorf am Zaun



Der Expressbus hält nur an wenigen Stationen. Martins Gedanken verlieren sich in der Musik der auf die Fenster des Busses trommelnden Regentropfen. Durch die Bahnen des an der Scheibe abfließenden Wassers hindurch erkennt er, dass die Landschaft immer vertrauter wird und sein Zuhause zusehends näher rückt. Überrascht stellt er fest, dass der Bus direkt in sein Heimattal abbiegt. Nach wenigen Kilometern meldet die Stimme des Busfahrers, dass für die Passagiere mit Zielort Spieß die Endstation erreicht ist. Sie fahren auf einen Grenzbalken zu. Der Bus biegt auf einen riesigen Parkplatz ab und fährt eine Schleife, bevor er anhält und die Türen öffnet. Der Chauffeur erklärt, sie müssten sich bei den Grenzern anmelden und könnten dann passieren. Drüben, auf der anderen Seite, warte ein anderer Bus auf sie, der sie weiterbringen werde. Auf die Frage, was denn da los sei, ernten sie nur ein kryptisches Lächeln. Als sie mit ihrem Gepäck im Freien stehen, fährt der Bus wieder ab. Nun stehen sie allein im Regen.

»An welcher Grenze sind wir denn da? Ist drüben schon Italia?«, fragt Ivana irritiert.

»Ach wo, Italien ist weit weg. Für mich ist das alles neu. An dieser Stelle war noch niemals eine Grenzstation. Keine Ahnung, was da los ist.«

Er blickt sich verwundert um. Sie stehen in der Mitte eines riesigen Parkplatzes. Die Straßendurchfahrt ist durch einen rot-weiß-rot gestrichenen Grenzbalken versperrt. An diesen Balken schließt links und rechts ein circa vier Meter hoher Zaun aus massivem Maschendraht an. Er verläuft quer über den Talboden und bindet an die Felsen der jeweiligen Talränder an. Für diese Absperrung wurde eine Engstelle am Beginn des weiterführenden Tals genutzt. An der rechten Eingangsseite befindet sich ein halb hochgezogener Rohbau eines Gebäudes aus gebrannten Tonziegeln, mit stillstehendem Kran und Baumaschinen daneben. Ein riesiger Container davor dient offenbar als Station für die Grenzer. Hinter dem Zaun ist eine weit ausgreifende Parkfläche angelegt, auf der mehrere Busse verschiedener Größe nebeneinander abgestellt sind. Ivana beobachtet Martins verblüfftes Gesicht.

»Was jetzt? Wir müssen wohl da durch, oder?«

»Ich habe nicht die geringste Ahnung, was da los ist. Diesen Zaun habe ich noch nie gesehen. Gehen wir zu den Grenzposten hinüber, die werden uns schon aufklären können.«

Sie schieben ihre Koffer weiter. Aus der Tür des Containers tritt ihnen ein kräftig gebauter Mann in grün-braun-geflecktem Overall entgegen. An einem breiten Ledergürtel um seine Hüfte ist rechts eine Pistolentasche befestigt. Diese scheint aber leer zu sein. Auf seinem weinroten Barett sind die

Buchstaben SPWD aufgedruckt. Sie könnten wohl für *Spieß* *Wachdienst* stehen, vermutet Martin. Er erkennt das Gesicht des Riesen. Ist der gewachsen! Seine Erinnerung zeigt ihm einen Fünfzehnjährigen, wie er zum ersten Mal eine Prangstange getragen hat, den Maurer Hansl. Ist das möglich? Bevor er etwas sagen kann, kommt von diesem Gegenüber die Frage: »Wollen Sie hinein nach Spieß?«

»Ja, freilich!«, antwortet Martin irritiert über die förmliche Anrede.

»Dann brauch ich Ihre Ausweise.« Der Koloss streckt seine offene Hand aus und bekräftigt mit dieser seine Forderung.

»Der Zutritt nach Spieß ist nur mit Registrierung möglich und dazu brauchen wir Ihre Ausweise!«, beharrt der Uniformierte.

Martin rätselt, ob er überhaupt echt ist oder nur ein Roboter. Während er noch an seiner Wahrnehmung zweifelt, hat Ivana bereits ihren Reisepass hervorgeholt und legt diesen auf die Hand des Grenzers. Dieser nimmt den Pass mit seiner Linken, ohne ihn zu prüfen, und hält seine Rechte fordernd Richtung Martin hin, ohne ein weiteres Wort zu sagen. Animiert durch Ivanas Beispiel, schiebt Martin seine Skepsis beiseite und holt seinen Pass hervor. Wortlos dreht sich der Roboter um und verschwindet mit den beiden Ausweisen im Container. Martin tritt an die Tür heran und sieht neben dem stehenden Maurer Hans einen zweiten Uniformträger vor einem Computerbildschirm sitzen. Er glaubt in ihm den Dorfpolizisten Ferdinand Hofer zu erkennen. Dieser scannt den ersten Ausweis und blickt wieder auf den Schirm. Nach kurzer Wartezeit zeigt Hofer auf den Monitor und spricht mit seinem Kollegen. Beide drehen ihre Köpfe Richtung

Martin. Dann nimmt Hofer Ivanas Pass in die Hand, öffnet ihn, verharrt kurz und zeigt ihn dann seinem Kollegen. Eine Diskussion entwickelt sich, welche von Hofer, so ist Martins Eindruck, mit einem dezidierten Beschluss beendet wird. Hans nimmt die beiden Ausweise, kommt aus dem Container und stellt sich vor ihn hin.

»Sie dürfen passieren, sie aber nicht.« Beim zweiten *Sie* zeigt er auf Ivana. »Kommen Sie, ich mache auf!«, fordert er Martin auf, ihm zum Durchgang zu folgen. Verwirrt von den vielen Sies, folgt dieser dem Koloss rasch und versucht ihn zur Seite zu ziehen.

»Wieso darf meine Freundin nicht mit mir kommen? Was ist da los? Seit wann gibt es überhaupt Zutrittsbeschränkungen nach Spieß?«, fragt er mit gedämpfter Stimme.

»Ich kann Ihnen keine Auskunft geben. Aber sie darf nicht hinein!«, bekommt er zur Antwort.

»Wieso nicht? Dafür muss es doch einen Grund geben!«, beharrt Martin.

»Zigeuner dürfen nicht nach Spieß!«, kommt es zischelnd aus dem Mund des Roboters.

»Was war das?«, meldet sich Ivana von hinten.

»Er hat behauptet, dass rumänische Staatsbürger keinen Zutritt nach Spieß bekommen!«

»So hat er das nicht gesagt! Ich habe seine verächtliche Wortwahl genau mitbekommen. Martin, packen wir zusammen und reisen wir wieder ab. Das ist doch alles Irrsinn hier!« Sie greift nach seinem Koffer und zieht diesen gemeinsam mit ihrem weg.

»Ivana wart doch! Da kann nur ein Irrtum vorliegen. Ich ruf meinen Vater an. Der muss das klären.«

»Mir reicht es. Du kannst deine Eltern besuchen. Das ist deine Sache. Ruf mir bitte ein Taxi! Ich will weg von hier.«

In diesem Moment fährt eine Kolonne von vier Geländefahrzeugen auf die Grenzstation zu. Die Grenzer springen aus dem Container, hasten auf den Absperrbalken zu und öffnen ihn. Salutierend lassen sie den Trupp passieren und schließen den Schranken wieder. Ivana und Martin blicken sich an. Was war das gerade eben?

»Ich muss meinen Vater anrufen. Der ist Bürgermeister in Spieß. Er wird das alles klarstellen. Das ist doch nicht zu glauben, was da läuft! Ich hol mir seine Telefonnummer von denen da drinnen.«

»Wozu denn? Du hast doch Internet auf deinem Handy. Da musst du seine Nummer finden können. Lass diese Idioten in Ruhe!«

»Ach, bin ich blöd! Du hast recht.« Er beginnt auf seinem Handy zu suchen. Es dauert. Ivana stellt sich zu ihm und schaut auf das Display seines Smartphones.

»Nichts. Ich finde die Website der Gemeinde Spieß nicht. Das gibt's doch nicht, die haben doch tatsächlich keine Website mehr. Als ob es sie nicht mehr geben würde. Ich muss zu den beiden Beamten hinüber. Die müssen mir die Telefonnummer meines Vaters herausrücken. Das wär doch gelacht!« Er eilt zum Container und will durch die Tür eintreten, wird aber vom Maurer Hans daran gehindert.

»Stopp! Hier ist der Zutritt für Zivilpersonen verboten!«

»Aber Hansl, Ferdl, ihr müsst mich doch erkannt haben! Spätestens als ihr meinen Ausweis gesehen habt. Ich bin's, der Martin, der Grössing Martin, der Sohn eures Bürgermeisters.«

»Was willst du denn?«, kommt es von innen.

»Na endlich! Ich brauche die Handynummer meines Vaters. Gebt sie mir bitte!«

Es dauert eine Weile, bis ihm eine Karte mit der gewünschten Nummer gereicht wird. Er kehrt zu Ivana zurück und tippt ins Handy. Es klingelt lange. Endlich hört er die Stimme seines Vaters.

»Hallo Papa. Da ist Martin ... dein Sohn ... ich stehe vor eurem blöden Schranken hier in Spieß ... ja ... ja ... ich bin auf dem Weg nach Hause ... ja, ich stehe praktisch vor eurer Haustür ... er hat aufgelegt.« Fassungslos schaut er zu Ivana. Er versucht wieder zu wählen, aber da klingelt schon sein Handy.

»Ja, Papa? ..... ja ... ja ... Eure Wachposten da heraußen, der Maurer Hansl und der Hofer Ferdl lassen uns nicht durch den Schranken. Wir stehen da und sind schon völlig durchnässt ..... Ich weiß, dass wir uns registrieren lassen müssen, das hab ich schon begriffen, ist ja schon alles passiert. Wie du vielleicht vernommen hast, ich rede ständig von uns und nicht von mir. Wir, nicht ich! Ich bin nämlich nicht allein hier und das ist das Problem. Ich habe meine Freundin mitgebracht und ich darf mit ihr nicht heim! Sie ist Rumänin. Rumänen haben offenbar keinen Zutritt. Kannst du ... Er hat schon wieder aufgelegt. Was läuft denn da ab?«

Gleich darauf ist ein Klingelton aus dem Container zu hören. Wortwechsel. Kein Wort zu verstehen. Nach wenigen Minuten tritt der Roboter aus dem Container, schreitet wortlos zum Schranken und kurbelt ihn hoch. Auf der gegenüberliegenden Seite wird ein Kleinbus gestartet und fährt vor.

»Ihr dürft gehen!«, ruft ihnen Hofer in der Containertür stehend zu.

Das Unangenehme war,  
dass etwas über ihnen schwebte,  
nicht zu sehen,  
nicht zu hören,  
nicht zu spüren,  
nicht zu riechen.

Warum soll er, warum sollen sie wieder aufsperren? Geht es ihnen nicht gut so? Haben sie sich das nicht immer gewünscht, genau so? Haben sie sich nicht alle ausgesprochen wohlgefühlt die letzten Wochen? Vorschreiben. Vorschreibungen machen, das können sie! Von außen. Was wollen die von draußen über sie alle bestimmen? Von oben herab. Fehlt gerade noch, dass die EU mit Vorschriften daherkommt und ihnen vorgibt, was sie hier zu tun hätten. Von Brüssel aus! Über eine Entfernung von 800 Kilometern, Luftlinie, glauben sie vielleicht zu wissen, was die Spießer hier brauchen. Peter Grössing lässt verärgert sein Handy auf das Bett fallen, erhebt sich und schlurft ins Badezimmer. Er dreht den Wasserhahn auf und lässt das Wasser rinnen, bis es eiskalt aus der Leitung kommt. Mit beiden Händen formt er eine Schale und hält sie unter den Strahl. Das so aufgefangene Nass kippt er über sein Gesicht. Noch zweimal wiederholt er den Vorgang, bis die wässrige Frische die Nacht aus seinem Schädel verdrängt hat. Er trocknet sich ab und betrachtet sein Gesicht im Spiegel. Wieder spät geworden am Vorabend. Die Sondersitzung der Gemeindevorvertretung hat sehr lange gedauert. Es gab viel zu bereden. Auch die obligatorische Nachbesprechung stand auf der Tagesordnung. Nur nicht beim Kirchenwirt, wie sonst immer. War ja eine geschlossene Gesellschaft. Und eine besondere Situation. Im großen Gemeindesaal war der vorgeschriebene Abstand von zwei Metern von Person zu Person einzuhalten. Zehn Leute im großen Saal verteilt, das ging gut. Die Kommunikation verlief völlig ungewohnt. Es war gar nicht so einfach, sich über die Entfernung gut zu verständigen. Die üblichen Schreiduelle blieben dies-

mal aus. Gott sei Dank. Nur der Hermann, der Feichter Hermann, hatte Schwierigkeiten machen müssen. Er hatte die Lacher auf seiner Seite, als er völlig überraschend mit einer Guy-Fawkes-Maske aufgetaucht war. Grössing hatte keine Ahnung, wessen Gesicht diese Maske darstellt. In seiner Erinnerung blieb nur ein grinsendes, weißes Gesicht, dicke Augenbrauen, ein breit gezwirbelter Schnur- und ein schmaler Kinnbart in Schwarz haften. Er wundert sich, dass er sich am Morgen danach überhaupt noch daran erinnern kann. Das waren doch alles nur Fäden. Typisch Hermann halt. Der braucht seinen Auftritt. Als alle losgeprustet hatten, war der Zauber auch schon wieder vorbei. Das, was hier geschehe, das ganze Theater mit den Ausfahrts- und Ausgangsbeschränkungen und den Mindestabständen, sei alles ein Faschingsscherz. Fehlte gerade noch, dass sie wieder Schutzmasken tragen müssten. Deshalb habe er sich entschlossen, eine Faschingsmaske zu verwenden. Sie entspreche der vorliegenden Situation wesentlich besser. Nach dieser Erklärung hatte er seine mitgebrachte Larve wieder abgenommen und sie vor sich auf den Tisch gelegt. Er hatte seinen Auftritt gehabt.

Ohne seinen Gedankengang zu unterbrechen, stellt Grössing eine kleine Tasse unter den Kaffeeauslauf der Espressomaschine und drückt den Einschaltknopf. Nach der kurzen Einlage seines oft widerspenstigen Gegenspielers in der Gemeindevorstellung hatte er ohne weitere Verzögerung auf sein Anliegen umschwenken können. Mit klar gesetzten Worten unterbreitete er ihnen seine Idee. Zum Abschluss versicherte er noch, er habe die aktuelle Stimmung in der Gemeindebevölkerung aufgefangen und sei zu dieser, seiner

festen Überzeugung gelangt. Jetzt sei der ideale Zeitpunkt dafür. Er blickte jeder und jedem in die Augen und wartete auf ihre Reaktion. Es kam kein Gegenargument. Sogar die Widerrede des Hermann Feichter, der für gewöhnlich schon aus Prinzip einen Einwand anbringen musste, blieb diesmal aus. Offenbar hat er mit seiner Idee genau dessen Nerv getroffen. Nachdem Grössing aufgezählt hatte, wer aller aus der Gemeinde bei ihm vorstellig gewesen war und ihn darum gebeten hatte, und zwar genau um diese Vorgangsweise, gab es keine Ablehnung. Auch Silvia und Max ließen keine Spur einer Kritik vernehmen. Alle Gemeinderäte haben anstandslos das Sitzungsprotokoll unterschrieben.

»Hat's Probleme gegeben?«, hört er Ida von der Küchentür her fragen.

»Nein, hat es nicht. Alles bestens. Die Gemeindevertretung ist einstimmig dafür.«

»Wart, ich geh nur kurz ins Bad, dann komm ich und mach uns das Frühstück. Dann kannst du mir erzählen. Bin schon sehr neugierig,« unterbricht seine Frau ihn und verschwindet wieder.

Er nippt an seiner Tasse und überblättert noch einmal das Sitzungsprotokoll. Marga, die Gemeindesekretärin, hatte wie gewohnt genauestens schriftlich festgehalten, was bei der Sitzung besprochen und beschlossen worden war. Sie ist seine Stütze, auf sie kann er sich blind verlassen. Wann haben sie das letzte Mal einen einstimmigen Beschluss gehabt? Er kann sich nicht mehr erinnern. Hat es innerhalb seiner zwölfjährigen Periode als Bürgermeister so einen Fall von Einstimmigkeit, von Widerspruchslösigkeit, von Einhelligkeit schon einmal gegeben? Vielleicht sollte er Marga

beauftragen, die alten Sitzungsprotokolle nach vergleichbaren Abstimmungsergebnissen zu durchkämmen.

»Sogar der Hermann hat zugestimmt? Das glaub ich dir jetzt aber nicht«, tönt es vom Kühlschrank her.

»Selbst wenn du es nicht für möglich hältst, es war so. Er hat mit uns gestimmt!«

»Und die Roten? Wie hast du denn die zwei herumgekriegt? Silvia hatte keinen Einwand?«

Er dreht verneinend seinen Kopf und räkelt sich auf seinem Sessel.

»Dieses Abstimmungsergebnis wird als Einmaligkeit in die Geschichtsbücher unserer Gemeinde eingehen, da bin ich mir sicher. Ein einstimmiges Ergebnis hat es in so einer bedeutungsvollen Entscheidung noch nie gegeben.«

»Sei nicht zu euphorisch! Wart ab. Wie oft habe ich dich völlig zerknirscht erlebt, nachdem sie dir bei deinen Vorhaben hintenherum Stricke gedreht haben. Lass es erst einmal in ihre Köpfe sickern. Ich würde mich wundern, wenn da nicht noch ein Widerstand aufkäme. Nur um gegen etwas zu sein, das von dir kommt.«

Sie schneidet dünne Scheiben vom Brotlaib, den sie am Vortag im Bauernladen gekauft hat, und belegt sie mit Käse vom Jedlbauern. Dann stellt sie Butter und den Teller mit den Broten vor ihn hin.

»Bringst du mir noch einen Kaffee?« Er hält ihr die leere Tasse hin. »Diesmal sagt mein Bauchgefühl, dass es hält. Dass da alle mitziehen!«

Nachdenklich, skeptisch über seinen Optimismus, drückt sie auf den Knopf der Kaffeemaschine. Dann stellt sie die Tasse vor ihn hin und streicht ihm mit der rechten Hand über das

Haar. »Na, du riechst heute aber ganz fremd! Nicht wie sonst immer nach Kirchenwirt.«

»Wie sollte ich nach Kirchenwirt riechen, wenn wir in der Gemeinde gefeiert haben?«, reagiert er unangemessen heftig. Er kennt ihre Nase: haarscharf und unfehlbar, wie die eines Hundes.

»Wer hat dich beim Verabschieden zuletzt umarmt? Die Silvia oder die Marga? Ich nehme an, dass es nicht der Hermann gewesen ist«, hängt sie mit einem mehrdeutigen Lächeln an und beißt in ihr Marmeladебrot.

Er steht ruckartig auf und stellt sich unter die Dusche.

\*

Heller tritt in die Gaststube des Kirchenwirts. Zu dieser Tageszeit, es ist knapp nach zehn Uhr Vormittag, ist hier selten ein Gast anzutreffen. Er liebt es, in ein Kaffeehaus zu treten, einen Espresso zu bestellen und kurz in den Zeitungen zu schmökern. Jetzt in seiner Pension, im Ruhestand sozusagen, hat er diese während seines Berufslebens nur gelegentlich umsetzbare Neigung zu einer täglichen Gewohnheit gemacht. Nach dem Umzug von Mödling nach Spieß. Er hat sich zusammen mit seiner Frau ein kleines Holzhaus geleistet. Auf dem Land in der Abgeschiedenheit eines Dorfes wohnen, beschaulich, ohne den städtischen Trubel, war ihr gemeinsames Wunschziel für den Lebensabend gewesen. Jeder kennt jeden. Du bist kein anonymer Irgendwer unter vielen.

In Ermangelung eines Cafés muss er hierorts allerdings mit der Gaststube eines Wirtshauses vorliebnehmen. Das Zeitungsangebot beschränkt sich auf die Kronenzeitung.

Meistens versorgt ihn Irmí, die Kellnerin, mit den Neuigkeiten aus dem Dorf. Er fühlt sich von ihrer ruhigen Art und ihrem Lächeln besonders angezogen. Neben ihrer Nähe geht es ihm um die Aktualitäten aus ihrem Munde, denn er will unbedingt am Dorfleben teilhaben und sich bei Bedarf aktiv einbringen. Er hätte großes Wissen und Erfahrung anzubieten. In seinen mittlerweile zweihundert Jahren hat sich einiges angesammelt. All diese Schätze könnte er seiner Mitwelt zur Verfügung stellen. Hier bekommt er den Kontakt zur Innenwelt des Dorfes. Zuhause findet er durch zwei abonnierte Tageszeitungen und das Internet den Kontakt zur Außenwelt. Seit zwei Jahren tritt der pensionierte Professor an Werktagen, wenn ihm nichts dazwischenkommt, in das Gastzimmer des Kirchenwirts und freut sich auf den Empfang durch die Kellnerin. An diesem Tag grüßt ihn allerdings die Stimme des Wirts und an seinem Stammtisch sitzt der alte Andre Fuchs und hält sich mit beiden Händen an seinem Bierkrug fest. Es braucht einen Moment, um seine unerfüllte Vorfreude auf Irmí hinunterzuschlucken. Dann erwidert er den trockenen Gruß des Wirts, geht zu seinem Tisch und nimmt dem Alten gegenüber Platz.

»Wie geht's denn, lieber Freund? Du hast doch hoffentlich nichts dagegen, dass ich mich an meinen Stammtisch setze?«

»Dein Stammtisch? Das wusst ich nicht. Steht kein Taferl da. Mir ist da herinnen noch nie ein Stammtisch aufgefallen. Von welchem Stamm soll er sein?«, gibt Andre ruhig und mit einem Lächeln zur Antwort. Er war vor achtundsechzig Jahren hier im Ort zur Welt gekommen und hatte seither immer in der Gemeinde gewohnt. Für ihn ist ein Sitzplatz dort, wo Platz zum Sitzen ist. Von Stammtischen hält er

nichts. Schon gar nicht in einem Wirtshaus, wo die Menschen kommen und gehen.

»Vom Stamm der Immigranten«, sagt Heller und lacht laut auf. »Aber wir beide haben ja ausreichend Platz hier. Sag, wie geht es dir denn?«

»Leider schrumpf und schrumpf ich immer mehr!«, brummt Andre.

»Mach dir nichts draus! Mir geht's nicht viel besser, ich bin auch schon ein paar Zentimeter eingegangen. Und ich bin etliche Jährchen jünger als du! Das ist der Lauf der Zeit. Wirst sehen, in zwanzig Jahren bist du so klein.« Er deutet zwischen Daumen und Zeigefinger die Länge von eineinhalb Dezimetern an.

Andre schaut ihn mit großen Augen an.

»So klein wie eine Frankfurter oder eine Burenwurst! Dann kommt ein Hund und frisst dich. Nach einem Tag scheißt er dich wieder aus«, setzt Heller mit einem Grinser nach.

Andre weiß nicht, was er damit anfangen soll. Schließlich protestiert er verärgert: »Wie kannst du mich mit einem Hundstrümmerl vergleichen? Das ist doch unverschämt!«

»Aber Andre, du hast mich nicht richtig verstanden! Wieso kaprizierst du dich jetzt auf das kleine Hundsdingerl da? Ich bin noch nicht fertig! Lass mich ausreden! Ich red nicht darüber, was du jetzt bist, sondern wohin du dich nach deinem Tod entwickeln könntest. Es geht um einen völlig natürlichen Vorgang. Das Hundstrümmerl fällt auf die Wiese und wird durch Regenwasser aufgelöst. Weil der Hund, bevor er dich verschlungen hat, einen Marillenknödel gefressen hat, kommt aus dem Hundekot ein Kern hervor. Dieser beginnt im Boden zu keimen und angetrieben durch den Dünger aus

dem Hundewürstel, also von dir, wächst ein Marillenbaum aus dem Boden hervor. Ist das nicht ein wunderschöner Gedanke?«

Andre schaut in Hellers todernste Miene und schüttelt den Kopf. Marillenbaum? Noch nie war in seinem Dorf ein Marillenbaum aus der Erde gesprossen. Der hat doch überhaupt keine Ahnung, der Mann!

Heller ergötzt sich an der Verwirrtheit seines Gegenübers und setzt fort: »Andre, du kennst doch den Energieerhaltungssatz, nicht? Dieser besagt, dass nichts verloren geht. Die gesamte Energie, die in uns drinnen steckt, bleibt in irgendeiner Form erhalten. Aus einem Teil wächst, wenn du Glück hast, ein wunderschöner Marillenbaum, der jedes Jahr große, süße Marillen schenkt. Der andere Teil verwandelt sich in Wärme. Diese Wärme kommt wieder den Lebewesen zugute. Ist doch tröstlich zu wissen, nicht?«

Andre nickt, ohne ihm in die Augen zu schauen.

»In welche Form, Andre, kann unsere körperliche Energie, die fleischliche, die chemische, noch umgewandelt werden?«

Dieser starrt vor sich hin.

»In Schall!«, beantwortet Heller seine Frage selbst. »Schall ist auch Energie, Andre, das weißt du doch. Das ist jene Energieform, in die wir Menschen uns zu einem erheblichen Teil verwandeln. Was glaubst du, wie dick wir wären, würden wir nicht einen großen Teil der durch das Essen aufgenommenen Energie wieder aus uns herausreden. Ist dir nicht aufgefallen, dass eigentlich alle Menschen, die viel reden, dünn sind? Schau dich einmal um, es gibt nur ganz wenige Ausnahmen.«

»Der Pavarotti zum Beispiel! Was der an Schall abgegeben hat, der hätte spindeldürr sein müssen!«

Heller reißt den Mund auf und vergisst für kurze Zeit, ihn

wieder zu schließen. Niemals hätte er damit gerechnet, dass dieser alte Bauer, oder was der auch immer von Beruf gewesen sein mag, irgendetwas von einem Opernstar Pavarotti gehört hatte. Nicht hier in Spieß. Sein Staunen darüber fällt sogar dem Wirt auf, der dem Gespräch mit halbem Ohr zugehört hat und in den gesprochenen Sätzen überhaupt keinen Sinn entdecken konnte.

»Moment, Andre!«, setzt er nach der kurzen Überraschungspause fort, »das kann ich dir genau erklären, warum meine These bei Opernsängern nicht zutrifft. Sing du einmal eine ganze Oper durch als Tenor! Da brauchst du so viel Schallenergie, dass du mit einem normalen Körpervolumen nicht auskommst. Pavarotti hat so viel gesungen, der musste sich einen großen Akkumulator zulegen, damit er immer über ausreichend Energie verfügen konnte. Verstehst du? Der hat in seinen besten Zeiten wahrscheinlich nur gesungen und gegessen. Anders hätte er sein Gesangspensum nicht schaffen können.« Er wartet ein bisschen ab, ob Andre das Argument einleuchtet. Da kein Einwand kommt, nimmt er seinen ursprünglichen Gesprächsfaden wieder auf: »Der Schall, wo glaubst du, wo geht der hin? Wo glaubst du, wo die Energie hingeht, die Schallenergie, die wir produzieren? Verschwinden kann sie ja nicht, laut Energieerhaltungssatz. Hast du darüber schon einmal nachgedacht?«

»Wo wird der Schall schon hingehen? In die Luft. Hinaus da halt!«, kommt es von der Theke her.

Er blickt Richtung Wirt und zwinkert mit den Augen. Das sei doch alles nicht ernst. Er mache doch nur Spaß.

»Andre, hast du schon einmal darüber nachgedacht, was mit unseren Worten geschieht, sobald wir sie ausgesprochen haben?«